GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Für einen Weltbegriff feministischer Kritik

Knapp, Gudrun-Axeli

2013

https://doi.org/10.25595/734

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Knapp, Gudrun-Axeli: *Für einen Weltbegriff feministischer Kritik*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 31 (2013) Nr: 1, 105-112. DOI: https://doi.org/10.25595/734.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2013-0120

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gudrun-Axeli Knapp

Für einen Weltbegriff feministischer Kritik

Die Frage »Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?«, die von der Redaktion der *feministischen studien* gestellt wurde, erinnert in ihrer Diktion an die europäisch-aufklärerische Institution der »Preisfragen«, mit denen wissenschaftliche Einrichtungen dazu aufriefen, sogenannte »Fundamentalprobleme« zu erörtern. Vielleicht stellen sich die *feministischen studien* mit ihrer Jubiläums-Frage nicht zufällig in diese Tradition, zu der nach Kant wesentlich die Freiheit gehört, von seiner Vernunft öffentlich Gebrauch machen zu können. Ihrer bürgerlich-liberalen Idee nach war »Öffentlichkeit« als rational, herrschaftsfrei und inklusiv konzipiert. Dass sie diesem Versprechen faktisch nie entsprochen hat, gab historisch immer wieder Anlaß zur Durchsetzung von Gegenöffentlichkeiten. Auch die *Studien* sind vor dreißig Jahren als Teil einer solchen Gegenöffentlichkeit gegründet worden.

Was hat sich seitdem geändert, wie ist die Situation feministischer Theorie heute? Die Fragen zu beantworten fällt nicht leicht, meine Einschätzungen schwanken mit den Voraussetzungen, die ich glaube, machen oder nicht machen zu können. Und diese erscheinen als immer weniger kalkulierbar. Nur in einem bin ich mir sicher: dass die Notwendigkeit feministischer Gesellschaftskritik trotz aller Verbesserungen, insbesondere im Bereich rechtlicher Gleichstellung, nicht geringer ist als vor dreißig Jahren. Und das ist keine gute Nachricht. Hier mein Versuch einer Feldbeschreibung.

In den Hochzeiten des Feminismus, und ich spreche jetzt von einem im deutschsprachigen Raum situierten Phänomen mit europäischen und transatlantischen Bezügen, erstreckten sich Gegenöffentlichkeiten quer über das »magische Viereck« (Ilse Lenz) von autonomer Frauenbewegung, Frauenforschung, Einrichtungen der Frauenförderung bzw. Gleichstellung sowie der Frauennetzwerke in Gewerkschaften und Parteien. Ihre Wirksamkeit und Sichtbarkeit beruhte auf dem hohen Maß an Kontakten und wechselseitiger Aufmerksamkeit zwischen Akteurinnen in den unterschiedlichen Praxisfeldern. Wenngleich es in diesem Austausch auch Gegensätze und Spannungen gab, so wurden diese doch bis in die 1990er Jahre hinein in tendenziell Fächer- und Praxisfelder übergreifenden Räumen thematisiert und manchmal ausgetragen. Sie wurden auf großen eventförmigen Treffen und Kongressen diskutiert, an denen Wissenschaftlerinnen, frauenpolitisch Engagierte und Gleichstellungsbeauftragte teilnahmen, sie wurden in Tagungsberichten verbreitet und in Artikeln in den unterschiedlichsten Infoblättern und Journalen kommentiert.

Es gibt anscheinend ein Moment der meist latent bleibenden, aber in wichtigen Debatten aktivierbaren Kohäsion im Feminismus, das bei aller Unterschiedlich-

keit der Auffassungen im Einzelnen auf einem gemeinsamen Impetus beruht: der Kritik aller Verhältnisse, in denen Frauen herabgesetzt, benutzt und in ihren Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten werden. Im theoretischen Diskurs äußert sich das kohäsive Moment des Feminismus nicht zuletzt in einer Bereitschaft, schließlich auch einer Fähigkeit, zur Befragung der eigenen politischen und epistemischen Grundlagen. Und Grundlagenkritik war von Anfang an unumgänglich. Im Laufe der Jahre wurde die Auseinandersetzung mit der Frage »Wer ist ›Wir‹?« denn auch zu der zentralen Arena, in der nichts weniger als die Zukunftsfähigkeit des Feminismus als Emanzipationsprojekt verhandelt wurde. Vor allem die marginalisierten Stimmen feministischer Minderheiten waren es, die Machtdisparitäten und Ungleichheit unter Frauen zunehmend wirksam auf die Agenda gebracht haben. Dabei geriet der universelle Impetus im »Wir« der Frauenbewegung mitsamt der in diesem Horizont artikulierten Kritik zu Recht unter Herrschaftsverdacht und in die Defensive. Mir scheint jedoch, dass heute, in Zeiten der Globalisierung und Transnationalisierung, die in Verruf geratene universelle Dimension dieses Projekts von Emanzipation und Gerechtigkeit als auf neue Weise relevant gewordene und neu zu begründende auf die Tagesordnung rückt. Spivaks Wendung vom »strategischen Essentialismus« vergleichbar, müssten Grundlagenkritik und strategischer Universalismus ausformuliert und mit Blick auf heutige Bedingungen neu konstelliert werden.

Die Sektoren des »magischen Vierecks« sehen gegenwärtig zweifellos anders aus als in den 1980er Jahren. In allen Bereichen fallen Formen wachsender Professionalisierung und Spezialisierung ins Auge, es sind Ergebnisse von Lernprozessen und Begleiterscheinungen von erfolgreichen Kämpfen um institutionelle Verankerung. Dies gilt auf nationaler Ebene wie, allerdings mit erheblicher Variationsbreite, für den europäischen Raum. Aber auch der aus meiner Sicht größte Verlust, das spürbare Schwinden *feldübergreifender* Reflexionsräume und Medien, resultiert zumindest teilweise aus solchen Erfolgen. Die Zentrifugalkäfte und die Zerstreuung haben zugenommen. Prägnant hat Angelika Wetterer auf die unter Bedingungen institutioneller Differenzierung unvermeidlichen arbeitsteiligen Entwicklungen in der Produktion von Geschlechterwissen hingewiesen und auf die Gefahr, die darin liegt, dass die unterschiedlichen Provinzen sich gegeneinander abschotten und fremdsprachig füreinander werden könnten (Wetterer 2008). Zunehmend bin ich unsicher, inwieweit das kohäsive Moment, das den produktiven Widerstreit und Abarbeitungsprozesse bisher ermöglicht hat, noch trägt und ich frage mich, ob die zentrifugalen Kräfte und die Komplexitäten eines inzwischen sowohl ebenso ausgedehnten wie ausdifferenzierten Feldes heute eher Indifferenz oder allenfalls Irritation durch Befremdung als produktive Reibung bewirken.

Wie ist es unter diesen Rahmenbedingungen um den »akademisch gewordenen Feminismus« (Hark 2005) und die feministische Theorie bestellt? »*Gender*« oder »Geschlecht« ist an vielen Hochschulen zum regulären Bestandteil

von Studiengängen geworden, es gibt sogar die Möglichkeit, akademische Abschlüsse im Fach Geschlechterforschung zu erwerben. Soweit ich sehe, ist aber inzwischen in allen Einrichtungen der universitären Geschlechterforschung die Herkunft aus dem Feminismus im Namen getilgt, in etlichen ist sogar der Bezug auf »Frauen« verschwunden, den manche zumindest aus genealogischen Gründen noch mitgeführt haben. In einigen Szenen des akademischen Feminismus scheint es zur Distinktionsfrage geworden zu sein, ob man noch an Frauen und Männer »glaubt«. Geschlechter- oder Genderforschung, das kann heute jede disziplinäre oder auch transdisziplinäre Form der wissenschaftlichen Befassung mit dem Gegenstand »Geschlecht« / »*Gender*« sein, einschließlich solcher, die dem Feminismus eher distanziert oder auch kritisch gegenüber stehen. Geschlechterforschung kann von feministischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen betrieben werden, die sie noch immer als kritische Theorie und Beitrag zur »Verständigung der Zeit über ihre Wünsche und Kämpfe« (Karl Marx) begreifen, ebenso wie von jenen, die sie grundsätzlich als im Weberschen Sinne wertfreie, normativ abstinente Forschung zum Thema »Geschlecht« oder »*Gender*« auffassen. Anderen Teilen der Genderforschung, in der Regel poststrukturalistisch orientierten Strömungen, wird zugeschrieben, »post-feministisch« zu sein. Die einen lesen das als positives Attribut und begreifen sich als Teil einer dekonstruktiven Avantgarde, andere, wie etwa Judith Butler, weisen diese Auszeichnung zurück, die ihren Neuigkeitswert zumindest ein Stück weit durch »postistische« Gespensterproduktion bezieht.

Zwischen der eingangs geäußerten Gewissheit, dass Relevanz und Notwendigkeit feministischer Gesellschaftskritik trotz aller Veränderungen nicht geringer sind als vor dreißig Jahren, und der gleichzeitigen Skepsis, die einen beim Blick auf die Zerfaserungen des Feldes und der damit einhergehenden Ent- und Befremdungen beschleicht, liegt eine Kluft, deren Klammer ich nicht so recht finde.

Wie kann es sein und woran liegt es, dass zunehmend häufiger zu hören ist, aus der Gender- und Geschlechterforschung sei die »Luft raus«? Wird sie zum »Business as Usual?« (Patricia Hill Collins). Wie aber kann die »Luft raus« sein, angesichts des Anwachsens gesellschaftlicher Spaltungen, die durch Geschlechterverhältnisse auf widersprüchliche Weise vermittelt sind und angesichts der machtvollen biologischen Neu-Begründung von Geschlechterdifferenz durch die Lebenswissenschaften? Worin liegt der spezifische Einsatz derjenigen, die feststellen, der Erkenntniswert von *Gender* sei heute »gleich null« (Angerer / König 2008, 8)? Schließt der Rekurs auf die Kategorie *Gender* kritische Selbstreflexion aus?

Die paradoxen Rückwirkungen feministischer Kritik auf die *Aussagebedingungen* feministischer Kritik, die Formen »rhetorischer Modernisierung« (Angelika Wetterer), die es erschweren, die sich verschärfenden und verändernden Formen von Ungleichheit und Herrschaft überhaupt noch zu thematisieren,

stellen inzwischen ein großes Problem für die Arbeit in allen Sektoren des »magischen Vierecks« dar. Wer in dieser Situation konstatiert, die *Gender*- und Geschlechterforschung habe ihren *drive* verloren, stellt im Grunde fest, dass diese nicht nur nicht auf der Höhe der Probleme ihrer Zeit sein kann, sondern noch nicht einmal über ein Bewusstsein ihrer eigenen Wirkungen auf das Feld verfügt, in dem sie weiterhin ein Existenzrecht reklamiert.

In ihrer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Gayatri Chakravorty Spivaks *Can the Subaltern Speak. Postkoloniale und subalterne Artikulation?* (2008) bringt Hito Steyerl dieses Problem auf einen besonders brisanten Punkt, wenn sie sagt, dass die identitär fundierten Politiken der Differenz mit ihrer spezifischen Ordnung des Sagbaren eine Sprachlosigkeit hervorgebracht hätten, in der eines besonders unsagbar geworden sei: Die Solidarität jenseits von Identität:

> *Es ist, als beruhe die herrschende Ordnung nicht mehr auf dem Ausschluß der Anderen, sondern auf der radikalen Verleugnung ihrer möglichen Gleichheit. Und auch wenn die Forderung nach Gleichheit noch so deutlich artikuliert wird, verhallt sie in einer Hegemonie, die Diversität zur imperialen Machttechnik verfeinert hat.* (Steyerl 2008, 14)

Es ist die Solidarität als solche, so Steyerl, die subaltern geworden sei, da es keine Sprache mehr gebe, in der sie vernehmbar artikuliert werden könne. Paradoxien wie diese, und die Reihe ließe sich problemlos ergänzen, zeigen an, wie nötig feministische Kritik nach wie vor ist. Aber sie ist heute nicht mehr nur nötig als theoretische und praktische Kritik überkommener patriarchaler oder androzentrischer Ordnungen, deren Desartikulation wie Reartikulation, sondern auch als Analyse der Interferenzen zwischen Geschlechterverhältnissen und anderen Relationen von Macht, Herrschaft, Ungleichheit und Differenz unter weltgesellschaftlichen Bedingungen und Kräfteverhältnissen, die in Bewegung geraten sind. Mehr denn je ist sie nötig als Kritik eines globalen Kapitalismus, der angetrieben ist von Imperativen der Inwertsetzung von allem und jedem, was sich dafür nutzen lässt: Boden, Wasser, Pflanzen, Tiere, Menschen; sie ist nötig als kritische Analyse post-demokratischer politischer Konstellationen und Entwicklungen, in der das Einklagen von Gerechtigkeit bei Institutionen der nationalstaatlichen Ordnung zunehmend an der falschen Adresse ist, ohne dass neue Adressierbarkeiten gesichert wären (Nancy Fraser) und *last but not least* ist sie notwendig auch als Kritik der Dialektik feministischer Aufklärung und des »erfolgreichen Scheiterns« (Barbara Holland-Cuntz) feministischer Kritik.

Die unübersehbaren Diskrepanzen zwischen Gleichstellungsrhetorik und faktischer Durchsetzung gleicher Lebens- und Anerkennungschancen lassen sich auch in den Ländern des Nordens und Westens nicht zureichend im Sinne eines »Noch immer nicht« interpretieren, zu dessen Korrektur das »weiter machen, weiter so« ausreichen könnte. Wie Überblicke über die europäische Entwicklung zeigen, ist zwar das »Bohren dicker Bretter« durch frauenpolitische Aktivistinnen

unverzichtbar, allein, um das wenige Erreichte zu sichern (Holz / Neusüß 2006). Zugleich gilt es aber entschiedener als bisher der Möglichkeit nachzugehen, dass unter bestimmten Bedingungen *alle* der einmal aufklärerisch und emanzipatorisch konnotierten Werte wie Vernunft, Freiheit, Individualismus, auch Gleichheit, in ihr Gegenteil umschlagen und pervertieren können. Dann geht es darum, zu klären, warum und unter welchen Bedingungen das historisch geschehen ist und heute geschieht. Wie und warum kann Rationalität in Irrationalität umschlagen, wie kann aus Freiheit Heteronomie werden, wie kann der Bezug auf Differenz, Identität und Anerkennung zum herrschaftsförmigen Dispositiv der Entnennung und wie kann die Emanzipation des Individuums zum ideologischen Deckbild werden im Sinne von Adornos Feststellung: »Je mehr die Menschen von dem Gesamtsystem abhängig sind, je weniger sie darüber vermögen, desto mehr wird ihnen absichtlich und unabsichtlich eingebläut, es käme nur auf sie an.« (Adorno 10:2, 722) Welches ist der spezifische Beitrag der Strömungen feministischer Theorie den Sog dieser Verkehrungen zu begreifen oder aber ihn gegen die eigenen Absichten zu verstärken oder zu entnennen: der feministischen Systemtheorie, der Geschlechterverhältnisforschung, der kulturwissenschaftlichen Genderforschung, der posthumanistischen und posthumanen Feminismen, der queeren Post-*Gender*-Ansätze, des Lacanianisch oder des vitalistisch inspirierten Deleuzianischen Feminismus und anderer?

Immanuel Kant verstand – in seiner »Was ist Aufklärung« – unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft »denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Leserwelt macht«. Den »Privatgebrauch« nannte er dagegen »denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf«. Die *feministischen studien* werfen die Frage »Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?« in einer Zeit auf, in der die Geschlechterverhältnisse reflektierende Vernunft sich in alle möglichen Bereiche hinein ausgebreitet hat. In pluridisziplinären Einrichtungen der Geschlechterforschung denken Personen, nach wie vor mehrheitlich Frauen, nun »von Amts wegen« und unter dem Druck institutioneller Redisziplinarisierung über *Gender* oder Geschlecht nach.

Die sich unter dem Regime von Profilierungszwängen und Vermarktlichung ausbreitende Atemlosigkeit im Wissenschaftssystem, die aus- und eingreifendes Denken entmutigt, hat einen »Schulbegriff« (Kant) von *Gender*- bzw. Geschlechterforschung nicht nur begünstigt, sondern in seinen verschiedenen institutionellen Gestalten auch praktisch erfordert und daher wirklich werden lassen. Um keine falschen Polarisierungen einzuladen: Auch Geschlechterforschung nach dem »Schulbegriff« kann kritisch sein, mit oder ohne feministische(r) Grundierung, indem sie auf Leerstellen im überkommenen Wissen verweist, andere Forschungsfragen stellt oder neue Quellen erschließt. Aber wenn die Frage lautet »Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?« ist noch ein anderer Horizont angesprochen. In Anlehnung an Kant lässt sich ein »Schulbegriff«

von *Gender*- und Geschlechterforschung und die damit verwandten Formen des »Privatgebrauchs der Vernunft« von Amts wegen von einem »Weltbegriff« feministischer Kritik unterscheiden, dessen Impetus auf's Ganze geht. Philosophie *in sensu cosmico* spricht nicht zu, aus und über Disziplinen, sie wirft die grundlegenden Fragen auf: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?

Feministische Theorie hat sich als Reflexionsform eines großen politischen Emanzipationsprojekts nicht zufällig im Schatten, sondern auch im Lichte dieser Fragen entwickelt. Kritik wird in diesem Rahmen, zur »Operation, die zu verstehen versucht, wie begrenzende Bedingungen die Grundlagen für den legitimen Gebrauch der Vernunft bilden können, die bestimmen, was gewusst werden kann, was getan werden soll und was gehofft werden kann.« (Butler 2011, 3)

»Was kann ich wissen?« Im post-metaphysischen feministischen Diskurs übersetzt sich das vor allem in Fragen nach den historischen Erfahrungsbedingungen und Geltungsgrenzen des eigenen Fragens und Wissens. Von wo aus sprechen wir mit welchem Anspruch und welchen Geltungsgründen über was? Die klassischen feministischen Problemstellungen (Arbeit, Generativität, Sexualität), aber auch die Politiken kultureller Repräsentation, müssen in einer Zeit weltweiter Verflechtungen in Ökonomie, Politik, Kultur und Gesellschaft eine andere Rahmung erfahren. In einer Welt, in der Entscheidungen und Entwicklungen an einem Ort die Lebensbedingungen an vielen anderen Orten verändern, wird die Frage nach den impliziten Axiomatiken bisherigen Denkens und eine Perspektivenerweiterung unumgänglich. Zunehmend sind wir mit Sichtweisen konfrontiert und auf Wissen angewiesen, das anderswo und in anderen Sinnzusammenhängen produziert wurde. Die Ausbildung von »Beziehungsinn und Unterscheidungsvermögen« (Oskar Negt), Selbstreflexivität, die Fähigkeit des Perspektivewechsels und der inter- und intrakulturellen »Übersetzung« werden analytisch und politisch existentiell.

»Was soll ich tun« und »Was darf ich hoffen?«: Die beiden Fragen hängen zusammen. Für die feministische Theorie könnten sie sich übersetzen in die Reflexion unserer Wahrnehmungshorizonte von Herrschaft, Ungleichheit, Privilegienstrukturen und der darauf bezogenen Bedingungen der Möglichkeit von Kritik: Wie ist der Ort unserer Diskriminierung und gleichzeitigen Privilegierung verfasst und wie kommt Beides in unserem Tun und unseren Hoffnungen vor? Wie weit reichen die Konsequenzen, die wir bereit sind zu tragen?

Die Frage: »Was ist der Mensch?« und »Was ist der Mensch unter dem Gesichtspunkt des Geschlechts« verweist zurück auf den unruhigen Kern des Feminismus und die lange Geschichte seiner Auseinandersetzung mit »dem Menschen« der Moderne und dessen »Anderen«, zu denen auch die nicht-menschlichen »Anderen« gehören. Die Problematik der »Differenz« wird weiterhin die feministische Theorie umtreiben. Wir erleben gerade ihre Reartikulation unter den

Bedingungen einer heißlaufenden Produktion und zugleich marktförmigen Aufhebung von Differenzen (Soiland 2013, 106), wir erleben ihre Reformulierung in der Gestalt von Cyborgs und hybriden »Neo-Humans« in den Praktiken der Lebens- und Technowissenschaften. Die Problematik der »Naturkulturen des 21. Jahrhundertes« (Rossini) und die sich verschärfenden gesellschaftlichen Spaltungen bei veränderten geopolitischen Macht- und Herrschaftskonstellationen werden zwei der großen Schauplätze sein, an denen sich die Frage »Wozu heute noch feministische Theorie« entscheidet.

Feministische Theorie hat eine Zukunft nur dann, wenn es gelingt, die durch einen »Schulbegriff« von *Gender* und Geschlecht zu stark strukturierten Wahrnehmungsräume zu öffnen, wenn in allen Sektoren des »magischen Vierecks« wieder über die Mauern geschaut, wenn Dissense prägnant gefasst werden und zugleich um Übersetzung gerungen wird, anstatt sich in der Arbeitsteilung einzurichten, einander noch nicht einmal zu kritisieren, sondern zu ignorieren und aus dem Feld zu gehen. Angesichts der fortgeschrittenen und sich gegeneinander profilierenden Herausbildung strömungsspezifisch-verinselter Sprachwelten, die von der an hyperrealistische Wahnsysteme gemahnenden Sprache des feministisch-kritischen Posthumanismus, über die dekonstruktiv-identitären Spezialisierungen innerhalb der *Queer Studies*, der selbst in der Soziologie beinahe zur Fremdsprache gewordenen kritischen Theorie der Gesellschaft bis hin zum pragmatischen Realismus von Gleichstellungspolitiken reichen, um nur einige zu nennen, kommt dem Bemühen um wechselseitige *Verstehbarkeit der Dissense* zunehmende Bedeutung zu. Die Reflexion und vor allem das Aussprechen der Geltungsgrenzen des eigenen Ansatzes ist eine der Voraussetzungen für das Gehörtwerdenkönnen, das ja, wie man seit Spivak weiß, etwas anderes ist als das Sprechenkönnen. Nur im Horizont eines »Weltbegriffs« feministischer Kritik als einer kontrafaktischen regulativen Idee, die Verallgemeinerbarkeit als Übersetzungs- und Lernprozess im Sinne Spivaks und Butlers einschließt, könnten sich im zugewandten Widerstreit die Konturen dessen herausschälen, woran es mangelt und was wir in die Waagschale zu werfen haben.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1977): Kulturkritik und Gesellschaft II. Eingriffe. Stichworte. Gesammelte Schriften 10:2: Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika. Frankfurt a. M., 702–741.

Angerer, Marie-Luise / Christiane König (Hrsg.) (2008): Gender Goes Life. Die Lebenswissenschaften als Herausforderung für die Gender Studies. Bielefeld.

Butler, Judith (2011): Kritik, Dissens, Disziplinarität. Zürich.

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a. M.

Holz, Anna / Claudia Neusüß (2006): Die EU-Gleichstellungsstandards: Reformmotor für nationale Frauen- und Geschlechterpolitik. Gender.…politik… online. (http://web.fu-berlin.de/gpo/neususess_holz.htm; Zugriff am 1.2.2013).

Fraser, Nancy (2010): Scales of Justice. Reimagining Political Space in a Globalizing World. New York.

Soiland, Tove (2013): Subversion, wo steckst Du? In: Julia Graf / Ideler, Kristin / Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Opladen, 93–115.

Steyerl, Hito (2008): Einleitung, in: Gayatri Chakravorty Spivak (Hrsg.): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien, 7–16.

Wetterer, Angelika (2008): Geschlechterwissen & soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In: dies. (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein i. T., 39–63.